

MIKLÓS SZABOLCSI

ATTILA JÓZSEF

Im April dieses Jahres wäre er vierundfünfzig Jahre alt geworden. Für uns Ungarn ist er über seine Zeitgenossen schon hinausgewachsen und eigentlich bereits ein Klassiker. In der Reihe der großen ungarischen Lyriker steht er neben Sándor Petöfi und Endre Ady. Sein Werk faßt alle Probleme des Menschen unseres Jahrhunderts, des ungarischen Schicksals zwischen den zwei Weltkriegen zusammen. Er ist der Dichter, der die Gedanken und Gefühle dieses so schwierigen und für Ungarn besonders düsteren Zeitabschnittes am adäquatesten ausdrückt. Die meisten unserer jungen Dichter treten, anfangs, in seine Fußtapfen und setzen die eine oder andere Periode seiner Dichtung fort, und wir beginnen die anderen großen Lyriker der Zeit an ihm zu messen.

Wie aber kann man den Dichter allen denen verständlich machen, die vielleicht einen Eindruck aus seinen Versen gewonnen haben, sich von seiner Gestalt angezogen fühlen, doch von unserer Geschichte und unserer Literatur kaum etwas wissen? Der schöpferische Dichter ragt nicht als einsamer Gipfel aus der Ebene, er ist ein Grat in einer fast gleichmäßig hohen Bergkette; mit zahllosen Fäden ist er an seine Vorgänger und Zeitgenossen gebunden. Seine Gedichte werden nicht zuletzt durch Gelegenheit und Milieu motiviert und erläutert, seine Sprache kann man nur aus der Entwicklung der gesamten literarischen Sprache verstehen. Ein altes Problem für uns Ungarn: unsere Sprache ist isoliert, mit keiner der europäischen Sprachen verwandt, in ihrer grammatischen Struktur schwer übersetzbar; und so erscheint es oft hoffnungslos, das Ausland mit der ungarischen Literatur bekannt zu machen. Er, Attila József, schrieb in einem unvollendeten Aufsatz: «... die Nation — das ist gemeinsame Inspiration... die Inspiration eines Gedichts kann man nicht übersetzen, weil sie an ihrer erwählten und keiner Veränderung zugänglichen Form festhält. Wenn wir ein Gedicht übersetzen, geben wir ihm mit der Inspiration unserer eigenen Nation eine neue Form.»

I

Attila József wurde am 11. April 1905 in Budapest, und zwar in der Franzstadt geboren. Er gehörte also jener Generation an, deren Kind-

heit vom ersten Weltkrieg beschattet wurde, deren Jugend in die desillusionierenden, schweren und doch wieder so viele Hoffnungen weckenden zwanziger Jahre fiel und die im beginnenden Mannesalter das Fürchterlichste, die Machtergreifung des Faschismus, erfahren mußte. In Ungarn wurde dieser Generation ein tragisches Schicksal zuteil. Sie erlebte den Zusammenbruch von 1918, das Versagen der Revolution, die Verstümmelung des Landes, die schweren Jahre des weißen Terrors, die Neuaufrichtung des feudal-altkonservativen Staates und den verheerenden zweiten Weltkrieg. Hoffnung und Enttäuschung zeichnen den Weg dieser Generation. Geboren in Budapest: in der Geschichte der ungarischen Dichtung ist auch dies ein wichtiges Moment, da, wie die vorausgegangenen, auch die zeitgenössischen Dichter noch überwiegend aus der ungarischen Provinz kamen. Die in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts groß gewordene Hauptstadt begann damals erst endgültig zum geistigen Zentrum des Landes zu werden. Hinter dem im Abtreten begriffenen, traditionslosen Bürgertum waren schon die Hunderttausende ungarischer Arbeiter auf den Plan gerückt. War auch zu Beginn des Jahrhunderts Budapest als modernes Großstadt-Thema bereits allgemein geworden, so stand Budapest als Heimatstadt mit allen gefühlsmäßigen Untertönen dieses Wortes noch außerhalb der Dichtung. Nun aber ist Attila József nicht einfach in Budapest, sondern in einem seiner typischen Außenbezirke, in der Franzstadt, geboren. Dieses nach dem österreichischen Kaiser benannte Viertel war zu Beginn des 19. Jahrhunderts noch die Gegend der Fuhrleute und der Gärtner; gegen Ende des Jahrhunderts war es schon ein dichtbevölkertes Arbeiterviertel, in dessen winkligen Gassen, unterbrochen von den großen Marktplätzen des alten Dorfes, die ebenerdigen Häuser, die Brandmauern der Mietskasernen und die Schlotte des neuen Fabrikviertels nebeneinander standen. Es war der Bezirk der Schlafburschen und der Massenquartiere, der kleinen Kneipen und der Gratissuppenverteilung, der Mühlen und Seifenfabriken, des Budapester Schlachthofs und des Donauhafens. Dieses Viertel hatte der ungarischen Literatur noch keinen Dichter, keinen Schriftsteller von Rang gegeben. Mit Attila József gehen in die ungarische und vielleicht sogar auch in die europäische Dichtung schlechthin die ungarische Großstadtperipherie, das ungarische Fabrikviertel ein.

Außer Ort und Zeit der Geburt ist aber auch die Herkunft beziehungsweise, ja fast symbolisch. «Ich bin die Welt, alles, was war und ist — all

die Geschlechter, die einander bekriegen», schrieb Attila József am Ende seines Lebens. Der Vater, Áron József, ein Seifensieder, kam aus dem Süden des damaligen Ungarns, dem Komitat Temes, in die Hauptstadt; dessen Vater wiederum war noch Knecht auf einem Herrschaftsgut gewesen. Der Sohn hatte schon ein Handwerk erlernt, wurde Seifensieder und war ein wohlangesehener, aber abenteuerlich veranlagter, von romantischen Ideen erfüllter Mensch. Er lebte bereits geraume Zeit in Budapest, als er die kleine Magd aus Szabadzsellás, Borcsa Pócze, die «Mama», liebgewann. Eine gänzlich andere Landschaft, ein gänzlich anderes Milieu hatte die zierliche junge Frau hervorgebracht: ein charakteristischer Teil der Großen Ungarischen Tiefebene, der Streifen zwischen Donau und Theiß, die unendliche Ebene, damals noch von Weihern, Sümpfen und Moorland durchsetzt, die Heimat hart arbeitender, sehniger Bauern kumanischer Abstammung, eines eigenartigen, ein Sonderleben führenden Menschenschlages. «Ich bin der Sohn der Straße und der Scholle» — Arbeiter- und Bauernblut und das Blut verschiedener Nationalitäten hatte der Dichter mitbekommen; in eins verschmolz es erst in Budapest, der Großstadt, dem Fabrikviertel.

Das Ehepaar lebte anfangs harmonisch; doch war Attila kaum drei Jahre alt, als der Vater die Mutter verließ. Warum, ist bis heute nicht geklärt. Die Familie glaubte, der Vater sei nach Amerika ausgewandert, und so sagt es auch der Dichter in vielen Gedichten. Das war die allgemeine Annahme bis 1957. Da wurde bekannt, der Vater sei nach Südungarn zurückgegangen, habe dann in verschiedenen Städten Rumäniens gelebt, sein Handwerk betrieben, nichts von seiner Familie gewußt und sich nach ihr gesehnt. Die Mutter blieb mit drei Kindern allein, mit zwei Töchtern und dem Knaben; ihr Leben war ein einziges Kämpfen und Rackern, ein Wandern von Untermiete zu Untermiete, von Massenquartier zu Massenquartier. Attila lernte das Schicksal der Findelkinder kennen: «Mich aber gab die Landeskinderschutzliga nach Ócsöd zu Zieheltern. Hier lebte ich bis zu meinem siebenten Jahr und arbeitete schon damals wie alle armen Kinder auf dem Dorf: ich hütete Schweine. Als ich sieben Jahre alt war, brachte mich meine selige Mutter, Borbála Pócze, nach Budapest zurück und ließ mich in die zweite Klasse der Elementarschule einschreiben», heißt es im «Curriculum vitae». Und so begann für ihn das in Europa überall gleiche Herumtreiber- und Straßenselbstleben der vorstädtischen Proletarierkinder. Doch lassen wir den Dichter selber sprechen: «Als ich neun Jahre alt war, brach der

Weltkrieg aus. Es ging uns immer schlechter. Ich hatte meinen Anteil am Schlangestehen vor den Geschäften. Es kam vor, daß ich mich des Abends um neun Uhr vor dem Lebensmittelgeschäft anstellte und daß man mir, wenn ich um halb acht Uhr morgens an die Reihe kam, erklärte, es gebe kein Fett mehr. Ich half meiner Mutter, so gut ich konnte. Verkaufte Wasser im Kino, stahl Holz und Kohlen auf dem Bahnhof Franzstadt, damit wir etwas zum Heizen hatten. Ich machte farbige Papierwindrädchen und verkaufte sie an bessergestellte Kinder, trug Körbe und Pakete in den Markthallen und so weiter.»

Die Mutter wurde immer kränker, immer länger dauerte ihr Aufenthalt im Krankenhaus; die sich selbst überlassenen Kinder hungerten unterdessen und trieben sich auf der Straße herum. Bald bestätigte sich die Diagnose: die Mutter litt an Gebärmutterkrebs.

Die Mutter ist zu früh gestorben,
denn kurz leben die Wäscherinnen,
es zittern ihnen leicht die Beine,
und Kopfweh kriegen sie vom Bügeln . . .

Übertragen von Stephan Hermlin

Eine trostlose, in der Retrospektive aber dennoch nicht uninteressante Kindheit! Allein sie ist nicht nur ein wesentliches Moment der Biographie, sie ist vielmehr darum wichtig, weil diese Erlebnisse, «die schweren Spuren der Kindheit», dem Dichter sein ganzes Leben lang eingeprägt blieben. Ständig wiederholen sich in seinen Gedichten das Motiv der Vaterlosigkeit, der Verwaistheit, das Gefühl des Verlassenseins, des Elends, das erste große Irrewerden an den Menschen, die Enttäuschung, die Angst vor den Erwachsenen, die Lieblosigkeit und die Sehnsucht nach Liebe, die in der Kindheit erlittenen Prügel, der Hunger und, vor allem, die Gestalt der Mutter. Die in den dreißiger Jahren entstandenen Gedichte, in denen er die Mutter ins Übermenschliche, ins Mythische hebt, das Los der Mutter zum Los aller Arbeitermütter macht und in denen der einsame, leidende Sohn sich nach dem Schoß der Mutter sehnt, gehören zum Schönsten der ungarischen Lyrik.

Die Arbeit beugte ihre zarte
Gestalt. Sie wurde immer schmaler —
Denkt daran, denkt daran, Proleten!

Übertragen von Stephan Hermlin

Man darf allerdings nicht glauben, daß diese Kindheit ausgefüllt war nur vom Herumtreiben, von der Jagd nach Eßbarem, es war auch die Zeit des Bildungshungers und der ersten literarischen Erlebnisse. Schon die Mutter las und sang gern, und der Knabe wurde, nachdem er der Jahrmarktsliteratur und sehr bald auch dem Fabelland Jókais, des damals wie heute noch volkstümlichsten ungarischen Romanschriftstellers, entwachsen war, mit Büchern bekannt, die ihm seine älteren Kameraden und die Eltern seiner Freunde aus der Franzstadt in die Hand gaben: es war der Lesestoff des sich bildenden Arbeiters zu Beginn des Jahrhunderts, vor allem Zola, dann Gorki und andere sozialistische Romanschriftsteller. Früh schon lernte der Knabe — ein glücklicher Zufall oder ein gesetzmäßiges Zusammentreffen — auch Endre Ady, den großen Dichter des neuen Jahrhunderts, kennen. Eine Schauspielerlevin vielleicht, die mit der armen Familie in derselben Wohnung wohnte, gab ihm den Gedichtband; oder war es die Schwester eines Kameraden, damals schon Sozialdemokratin? Gleichviel, fest steht, daß der Junge frühzeitig von jener Ady eigenen Welt, jenem besonderen Lebensgefühl erfuhr. Ein vielversprechender Ansatz, ein vielsagendes erstes Erleben der Lyrik. Sehr bald begann Attila «Reime zu schmieden»; von diesen frühen Versuchen ist nur ein einziger in einem Brief an die Schwester erhalten geblieben — das berühmte «Reich möcht ich so gerne sein», ein auch in seiner Schlichtheit melodiöses, rührendes und tiefgreifendes Bekenntnis des Kindes, das damals neun Jahre alt war. Seine ältere Schwester Jolan war in zweiter Ehe mit einem Rechtsanwalt verheiratet. Eine sonderbare soziale Verknüpfung: der Mann, der zur obersten Schicht der ungarischen Bürgerschaft jüdischen Ursprungs gehörte, von radikaler Gesinnung und Neigung, wollte sich vielleicht, wie ein Pygmalion, das hübsche und aufgeweckte Proletariermädchen nach seinem Bilde formen. Daraus erwuchs eine Reihe seltsamer, komplizierter, den Dichter erniedrigender Situationen. Vor der reichen Familie mußte die Herkunft der Frau verheimlicht werden. Von Anfang an war das Verhältnis durch Lüge, Verstellung und Falschheit gekennzeichnet. Die Räterepublik von 1919 hinterließ in der Seele des heranwachsenden Jünglings eine bleibende Spur. Volksversammlungen und Straßenbälle: er war dabei. Die Broschüre «Staat und Revolution», die ihm ein unbekannter kommunistischer Redner gab, bewahrte er auf bis zu seinem Tod. Wer diese fieberhaften, kämpferischen Monate erlebt hatte, konnte sie nicht mehr vergessen, sie wurden Beispiel und Lehre für das Leben.

Doch nach der kurzen Episode verdüsterte sich der Horizont, der politische und für Attila József auch der persönliche. Der weiße Terror setzte ein, das Hungern erreichte den Höhepunkt, die Mutter verließ das Krankenhaus nicht mehr und starb Ende Dezember 1919, gerade als der Knabe sich auf dem Land aufhielt, um von Verwandten Lebensmittel zu beschaffen. Sie starb in einem Barackenkrankenhaus der Franzstadt.

Kriegsende wars mit Sorg und bitterm Nöten,
ich fuhr hinaus aufs Land,
denn in der Hauptstadt standen leer die Läden,
mein Budapest war wüst, wie ausgebrannt.
Auf dem Waggondach bäuchlings in der Mitten
konnt ich mit Brot und Hirse heimgelangen,
für dich hatt ich sogar ein Huhn erstritten,
doch du warst schon gegangen.

Den Würmern hin hast du dich mir genommen
und deine süße Brust . . .

Übertragen von Günther Deicke

II

Da war nun die kleine Familie «Nach der Beerdigung»:

Nicht mal Trostworte sprachen wir,
drei Waisen saßen da verloren,
wie man sich setzt, wenn aus die Schicht,
mit stumpfem Blick und tauben Ohren,
jeder für sich, und keiner spricht . . .

Übertragen von Géza Engl

Lassen wir den Dichter selbst berichten: «Das Waisenamt ernannte meinen Schwager, den inzwischen verstorbenen Dr. Ödön Makai, zu meinem Vormund. Ein Frühjahr und einen Sommer lang diente ich auf den Schleppschiffen ‚Vihar‘, ‚Török‘ und ‚Tatár‘ der Atlantica Seeschiffahrts A. G. Damals machte ich privat die Prüfung für die vierte Klasse der Bürgerschule. Dann kam ich nach Makó in das DEMKE-Internat, wo ich bald eine Freistelle erhielt.» («Curriculum vitae»)

Makó ist eine kleine, dörfliche Stadt, nahe der Südgrenze Ungarns, unweit des Ortes, wo Attila Józsefs Vater geboren worden war. Nur drei Jahre verbrachte der Jüngling in Makó, und in diese drei Jahre, 1920 bis 1923, fällt der Anbruch seiner Dichterlaufbahn. Nicht in der steifen Atmosphäre des Makóer Gymnasiums fühlte er sich heimisch, obgleich er sich mit unglaublichem Wissensdurst auf den Lehrstoff stürzte — Sprachen, Literatur, Mathematik und Geschichte interessierten ihn unterschiedslos —, sondern in dem kleinen Kreis radikaler und freimaurerischer Anwälte, Ärzte und Journalisten, die sich des jungen Mannes annahmen. Wie auf einer Insel lebten diese gebildeten Intellektuellen hier in den ersten, den gefährlichsten Jahren des Horthysystems, und nur in ihrem Kreis konnte der heimatlose Jüngling in seiner sonderbaren Lage Verständnis finden. Er, Schüler im Internat, hatte einen amtlichen Vormund; daß es der Mann seiner Schwester war, durfte aus Familienrücksichten niemand in Makó wissen; er trug die abgelegten Anzüge seines Schwagers — und mit den Erinnerungen einer schweren Kindheit belastet, mit frühreifem Verstand und großer literarischer Empfänglichkeit war er gezwungen, Schüler unter ahnungslosen Kameraden zu sein. Die wenigen Freunde sprachen ihm Mut zu und halfen ihm. Er war noch Schüler der siebten Gymnasialklasse, als sein erster Gedichtband mit dem so bezeichnenden Titel «Bettler der Schönheit» erschien. Es war kein rimbaudhafter wunderbarer Anbruch, der Jüngling folgte noch den Spuren der Vorgänger. Doch schon, blitzartig, trat die Verheißung auf den späteren großen Dichter zutage.

Zu dieser Zeit war in Ungarn die große Nyugat-Revolution schon vorbei. Die 1908 gegründete Zeitschrift «Nyugat» (Westen) hatte in ihrem Lager die für eine neue Literatur, für neue Farben und Formen eintretenden, sich von erstarrtem Epigontum lossagenden Dichter und Schriftsteller vereinigt; «Nyugat» brachte die Stilrevolution, doch zugleich mehr als das; ihre Schriftsteller waren die geistigen Bannerträger der bürgerlichen Umgestaltung Ungarns, die Wegbereiter der bürgerlichen Revolution von 1918, an ihrer Spitze Endre Ady, der eine neue Welt schuf. Schon in den Anfängen hatte Attila József diese neuen Bestrebungen in sich aufgenommen und assimiliert. Er war modern und zeitgemäß; nicht zuletzt deshalb vermochte er das im vorigen Jahrhundert haftende Epigontum der früheren ungarischen sozialistischen Lyrik und — so kann man hinzufügen — einige Anfangsschwächen der kommunistischen Dichtung zu vermeiden; weil er die große Nyugat-

Schule hinter sich hatte, ist er kein Epigone des ausklingenden 19. Jahrhunderts und auch kein einfacher Nachbeter der aus dem Expressionismus hervorgegangenen Dichtung geworden. Vor allem erinnert der junge Dichter an die Stimme des sich auflehrenden Ady, manchmal auch an den Formkünstler Babits und andere, am meisten aber spürt man die Inspiration jenes Dichters, der, dreißig Kilometer von Makó entfernt, in der Stadt Szeged an der Theiß lebte, Gyula Juhász.

Der «einsame, verwaiste, traurige» Juhász war ein hervorragender Vertreter der Nyugat-Generation, der in seiner Artistik, mit seinen melancholischen ungarischen Landschaften, seiner Flucht in das Exotische und die Traumwelt eine Sonderstellung einnahm. Einmal nur, 1918/19, war er aus seiner Trauer und Melancholie herausgegangen. Seitdem lebte und schrieb er, seines Postens enthoben, nervlich zerrüttet, in Szeged. Juhász war der erste Dichter von Rang, der Attila József entdeckte. Er veranlaßte die Herausgabe des ersten Gedichtbandes von Attila József und schrieb dazu das Vorwort, eine zukunftsverheißende Prophezeiung. Die Theißlandschaften, die trübsinnige Trauer, das unterdrückt Revolutionäre des jungen Dichters sind von Juhász inspiriert. Doch auch der Einfluß Baudelaires und Whitmans ist spürbar.

Was aber macht — bei all diesen Anregungen — das Eigene des jungen Dichters aus? Die reale, genaue Darstellung der in Makó beobachteten Landschaften, Menschen und Typen — bezeichnenderweise in Sonetten oder in anderen streng formgerechten Strophen; ein Bild vom Marosufer, eine in der Mittagssonne glühende Landschaft, eine Szene an der Dreschmaschine sind in diesen Gedichten bereits mit solcher Gültigkeit und Endgültigkeit geprägt, daß der Dichter sie fast unverändert in den Sammelband seiner reifen Jahre übernehmen konnte; außerdem schwelt in seinen Versen das Gefühl der Heimatlosigkeit, der Unruhe, des Ausgestoßenseins, glüht der nationale und persönliche Schmerz, der Wille zur Änderung, der Aufschrei: «Oh, oh, wir Elenden können ja nicht leben.»

Zur Petöfi-Hundertjahrfeier 1923 senkt er die Fahne seiner «freudlosen achtzehn Jahre» mit einem Gruß an — ein Wort Petöfis — die «Weltfreiheit».

Zugleich schlägt seine tiefgründig verwurzelte Natur durch, die Sehnsucht nach Freude und Liebe, Harmonie und Ausgleich und Liebe zum Menschen. In «Scholle zu Scholle» musiziert schon diese innerliche Leichtigkeit, dasselbe Einssein mit der Natur wie in seinen großen

Gedichten. Und in einem seiner schönsten Jugendgedichte, «Der Ermüdete» überschrieben, erklingen all diese Gefühle vereinigt.

Der Ruf an die «künftigen Menschen», der «begründete Ekel vor der Welt», der «Kampf um den Frieden» kommen in diesen Jugendgedichten in vielerlei Fassungen zum Ausdruck; noch sucht er Form und Ton, noch wechselt seine Stimme wie bei Halbwüchsigen, doch ist der Anfang reich und von Erlebtem durchglüht. Es ist die Zeit der ersten wirklichen literarischen Erlebnisse, der ersten großen — natürlich unglücklichen — Liebe, der ersten großen Freundschaften und bis in den Morgen währenden Gespräche, der ersten großen Empörungen und des ersten Gedrucktwerdens. Als er Anfang 1923 das Gymnasium verläßt und seine Studien als Privatschüler fortsetzt, sieht er seine Lebensbahn bereits klar vor sich: Dichter und Lehrer will er werden.

III

Es folgen Jahre, in denen der junge Mann mit dem ungarischen und dem westeuropäischen Leben, der ungarischen und der westeuropäischen Gesellschaft, der ganzen in Umwälzung und Aufruhr begriffenen Welt der zwanziger Jahre bekannt wird; und wie die Welt ist auch er selbst im Hexentanz der Ideen und Richtungen dem Aufruhr und der Umwälzung preisgegeben.

In Budapest ist er Privatschüler ohne Beschäftigung, dann Bücheragent und Bankangestellter, der diese Art der Beschäftigung bald überbekommt, Mitarbeiter kurzlebiger Zeitschriften und Mitglied von Gesellschaften junger Literaten. Dazwischen legt er im Dezember 1923 die Reifeprüfung ab, bei der er in ungarischer Literatur selbstverständlich eine schlechte Zensur bekommt. (Der seines von der Staatsanwaltschaft inkriminierten Gedichtes «Der Empörer Christus» wegen schon berüchtigte junge Dichter gerät an einen hochangesehenen, von den Radikalen zu den Konservativen übergegangenen Literarhistoriker, welcher bei der Prüfung als Zensor fungiert.) Attila József wird Student an der philosophischen Fakultät der Universität Szeged, mit den Fächern Ungarisch und Französisch. Der in Schaftstiefeln einhergehende, schmächelige Bursche mit langer Künstlermähne treibt sich fremd auf der Universität herum. Er tritt der Sozialdemokratischen Partei bei und hält Bauern und Handwerkern Vorträge. Noch in Szeged

erfolgt sein erster großer und ernster Zusammenstoß mit dem herrschenden System. «Es machte mich sehr stolz», heißt es im «Curriculum vitae», «daß mich mein Professor, Lajos Dézsi, zu selbständiger Forschung geeignet erklärte. Doch jede Lust daran nahm mir, daß Professor Antal Horger, bei dem ich das Examen in ungarischer Sprache hätte machen sollen, mich zu sich rufen ließ und vor zwei Zeugen — ich weiß noch heute ihre Namen, sie sind schon Mittelschullehrer — erklärte, solange er auf dem Posten sei, werde niemals ein Mittelschullehrer aus mir, denn einem Menschen, so sagte er, der solche Gedichte schreibe — und dabei hielt er mir ein Exemplar des Blattes ‚Szeged‘ vor die Nase —, könne man die Erziehung der künftigen Generation nicht anvertrauen. Man spricht oft von der Ironie des Schicksals, und hier hat man es wirklich einmal damit zu tun. Dieses Gedicht von mir, es heißt ‚Reinen Herzens‘, ist sehr bekannt geworden, sieben Artikel wurden darüber geschrieben.» József reist ins Ausland; ein Jahr verbringt er in Wien, darben und von Gnadenbrot lebend, Zeitungen verkaufend und die Räumlichkeiten des Wiener Collegium Hungaricum saubermachend; zwischendurch hält er sich im Lainzer Schloß des damals im Exil lebenden berühmten Literaturfreundes Lajos Hatvany auf, verkehrt in den literarischen Kreisen ungarischer Emigranten und verfaßt ein paar Gedichte für ihre Wiener Zeitschriften. Zugleich kommt er ungehemmter mit den Strömungen und Vorstellungen der Zeit in Fühlung und knüpft Verbindung an mit der Kommunistischen Partei und einer Gruppe kommunistischer Schriftsteller. Das nächste Jahr verbringt er in Paris: «Milch, Käse, Brot und Verse», heißt es in einem Brief; er studiert an der Sorbonne, beschäftigt sich mit der französischen Sprache und Literatur. Den größten Eindruck machen auf ihn Villon und Apollinaire, in die er sich vertieft und die er übersetzt. Hinzu kommen Unmengen von Erlebnissen und Erfahrungen; die Pariser Straßen, avantgardistische Theater und die ungarischen Kommunisten in Paris ziehen den begeisterten jungen Mann an. Ein Gedicht von ihm erscheint in der surrealistischen Zeitschrift zweiten Grades «Esprit Nouveau», und wenn es ihm auch wie vielen ungarischen Dichtern nicht gelingt, mit den Prominenten bekannt zu werden, empfängt er doch die Ausstrahlung einer allgemeinen Gesinnung und Stimmung, eines in Aufruhr und Umwälzung begriffenen literarischen Lebens. In Paris lernt er die Schriften Lenins und die zeitgenössische marxistische Literatur gründlicher kennen. In seinen Briefen an die Schwester hält er regel-

rechte politische Vorträge über den Gegensatz zwischen Imperialismus und Bolschewismus, über die zunehmende Macht des Bolschewismus. Schließlich — nach einem an der südfranzösischen Küste in Cagnes, dem Dorf der Maler, verbrachten Sommer — trifft er braungebrannt, übermütig und glücklich in Budapest ein.

Dein Bruder, Schwesterchen Lidi,
der Sproß aus Batu-Khans Geschlecht,
ein Seidenbett besaß er nie
und fraß sich durch so recht und schlecht,
für seine tolle Reimerei
kocht ihm der Tod 'nen Haufen Brei —
Holla, Prolet! Hei, Bourgeois!
Ich, Attila, bin wieder da!

Übertragen von Géza Engl

Auch in seiner Dichtung sind das die Jahre der großen Streifzüge und jugendlichen Experimente. Fast gleichzeitig erklingen in seinen Versen die Stimmen der deutschen expressionistischen Dichtung und der ungarisch-bäurischen Volksdichtung. «Nicht ich rufe, die Erde dröhnt», so bekennt er sich mit den Dichtern der zwanziger Jahre zum Kollektivismus, und in den strömenden Zeilen freier Assoziationen drängen und häufen sich die neuen Begriffe der modernen Technik, der industriellen Großstadt, ein ganzer Wust, noch unverdaut und unorganisch. Zugleich aber entdeckt er den Klang des ungarischen Volkslieds. Bereits zu Beginn der zwanziger Jahre setzte in Ungarn — zum Teil als Reaktion gegen Nyugat, zum Teil als Ausdruck neuer Inhalte — eine neuartige Volkstümlichkeit ein, die einfach und unmittelbar, im Ton der Volksballaden vom Los der armen Leute, des Wanderburschen, des schlichten Bauern sprach. Dieser Strömung schließt sich nun Attila József an und schreibt die Folge seiner Armeleutegedichte; auch seine kecken, fröhlich-burschikosen Verse gehören in diese Folge, darunter das so oft zitierte, so oft angegriffene und so oft doch wieder gelobte Gedicht «Reinen Herzens», dieses tatsächlich verblüffende, melodiös anarchische Bekenntnis eines jungen Menschen der zwanziger Jahre, eine Empörung gegen die Absurdität der Gesellschaft, gegen Gewalt und Wichtigtuerei:

Mutter tot, der Vater fort,
weder Gott noch Heimatort,

Miklós Szabolcsi: Attila József

weder Wiege, weder Grab,
kein Bett, keinen Schatz ich hab.

Seit drei Tagen hungre ich,
hungern, das ist widerlich.
Zwanzig Jahre sind mein Heil,
zwanzig Jahre biet ich feil.

Wenn ich keinen Käufer find,
schlag ich alles in den Wind.
Breche reinen Herzens ein,
morde auch, wenns grad muß sein.

Fängt man mich, werd ich gehenkt,
gutes Erdreich mich empfängt,
unheilvoller Kräuterwust
wächst auf meiner wackern Brust.

Übertragen von Géza Engl

Noch klingt als ständiger Unterton in seiner damaligen Dichtung das Suchen nach einem Heim, die Liebe zu jedermann, die Sehnsucht nach einem Freund, einer Frau, die Erinnerung an die Mutter, doch wird dies alles immer lauter und klarer von der Stimme des Menschen übertönt, der vom Empörer zum Revolutionär wurde, übertönt von der Sprache unmißverständlich sozialistischer Weltanschauung. Weltekel und trotzig Auflehnung, Armeleuteschicksal und Vereinsamung des Städters, persönliches Hungern und kollektive Einsatzbereitschaft verdichten sich immer mehr zum Revolutionären. Für dieses Bewußtwerden waren vielleicht die Pariser Jahre die entscheidendsten. Aus Paris schrieb er einem Freund, dem Übersetzer Endre Gáspár: «Verse schreibe ich jetzt schon so ernsthaft, als kommandierte ich eine Salve auf den Verurteilten oder lenkte ein Auto in der Menge der Demonstranten. Wenn ich die Feder in die Hand nehme, weiß ich, daß ich vor einer genau zu lösenden mathematischen Aufgabe stehe . . .»

Paris verließ er, schwankend noch zwischen Kropotkin und Marx, doch immer klarer dasjenige erkennend, was dann in seinem französisch geschriebenen Gedicht «Chant de prolétaire» zum Ausdruck kommt:

Sur les eaux fraîches et immenses
Les continents nagent en silence
Parapamm paramm papamm,
Les continents nagent en silence.

On a des pots et des choux ronds,
Nous vivons sales et nous mourons,
Parapamm paramm papamm,
Nous vivons sales et nous mourons.

Pourquoi pleures-tu, pourquoi?
Je rêve une chemise neuve sur toi,
Parapamm paramm papamm,
Je rêve une chemise neuve sur toi.

Il n'a de deuil, il tue, il vaine
Dont seul le Parti prend soin,
Parapamm paramm papamm,
Dont seul le Parti prend soin.

IV

Budapest, wohin der junge Mann Ende der zwanziger Jahre zurückkehrt, bietet ein sonderbares Bild. Das konterrevolutionäre System erfuhr eine «Konsolidierung», und unter der Regierung des Ministerpräsidenten István Bethlen trat eine Scheinblüte ein, Scheinbefriedigung besänftigte die Seelen. Es scheint, als könnte man an der neuengerichteten, gleichsam neubarocken Gesellschaft nichts ändern; die Hierarchie ist starr, die Grenzen scheinen unverrückbar. Dies sind die letzten Jahre des «Friedens» — voll schwelender Spannung über einem ausbruchswangeren Vulkan.

Die materielle und gesellschaftliche Lage des heimgekehrten Dichters ist nach wie vor unsicher. Er läßt sich von neuem immatrikulieren, diesmal an der Budapester Universität, und lebt im wesentlichen von der Unterstützung seines Schwagers, des gutsituierten Rechtsanwalts, bis er nach vielen stürmischen Auftritten in ein kleines möbliertes Zimmer übersiedelt. Er wird von einem Kreis am Beginn ihrer Laufbahn stehender Dichter und Schriftsteller aufgenommen, und aus dieser Zeit datieren Freundschaften mit vielen Wegbereitern der neuen Literatur. Der junge Dichter sucht und forscht nach geistigen Abenteuern und politischen Auswegen, schreibt nacheinander, doch auch gleichzeitig für bürgerlich-radikale, für sozialdemokratische Zeitungen und für den fast

einer akademischen Erstarrung anheimfallenden «Nyugat». In diesen Jahren wird ihm ein tiefes, großes Erlebnis, zugleich eine schwere Enttäuschung, zuteil: «Ich liebte ein reiches Mädchen — ihre Klasse entriß sie mir.»

M. V. war die Tochter eines reichen, radikalen Großbürgers. Zwischen dem frühreifen, schönen jungen Mädchen und dem Dichter entspann sich eine große Liebe, die ihm wahrhaftig — wie selten wurde es ihm zuteil — das große Erlebnis des Sichverstehens, der vollen Harmonie, des Ineinanderaufgehens bescherte. Das Idyll war von kurzer Dauer. Die Eltern wollten von einer so riskanten Ehe ihrer Tochter nichts wissen und schickten sie nach London, angeblich zu Studienzwecken, in Wirklichkeit, um sie von ihrem Geliebten zu trennen.

Doch die große Liebe läutert den Dichter und läßt ihn reifen; diese schwülen und dabei doch aufrührerischen Jahre bringen eine wunderbare Periode seiner Dichtung hervor, die Periode, die in seinem 1929 erschienenen Band «Mutter tot, der Vater fort» zusammengefaßt ist. Gedichte wie das ätherisch schwebende, im Ungarischen einschmeichelnd musikalische «Ich segne dich mit Leid und Frohsinn», die phantastisch grotesken und doch vertraut volksnahen «Korallen», das unter dem Eindruck eines Ausflugs in die Budapester Umgebung entstandene «Bei all meinen Sorgen», in dem eine für Attila József so kennzeichnende dichterische Eigenschaft, die Beseelung der Natur, überwiegt, die entzückenden Liedchen «Leg deine Hand» und «Schaukellied» sind Niederschläge dieser Liebe. Ein Idyll, doch ein leicht dahinschwindendes, flüchtiges und oft schon ironisch gesehenes Idyll, ein breiter Bogen von Liebe, Erfüllung und Enttäuschung; und auf diese Liebesgedichte folgen unmittelbar und immer Verse, die die Trostlosigkeit, den Schmerz und die Verlassenheit des ungarischen Volkes beklagen. Hier ein liedhaft komprimiertes «Weltbild»:

In China gabs Revolution.
Die Opiumpreise stimmen schon.
Geh, Kumpel, schmeiß den Arsch aufs Stroh,
in China gabs Revolution.

Vorm Warenhaus da kannst du stehn
und aus der Ferne Geld ansehen.
Geh, Kumpel, schmeiß den Arsch aufs Stroh,
vorn Warenhaus da kannst du stehn.

Miklós Szabolcsi: Attila József

Vielleicht gelingts dir, wenn du strebst,
daß du die Nacht noch überlebst.
Geh, Kumpel, schmeiß den Arsch aufs Stroh,
vielleicht gelingts dir, wenn du strebst.

Nimm dir ein Weib, ein gutes Weib,
daß es dir mild den Schweiß abreib.
Geh, Kumpel, schmeiß den Arsch aufs Stroh,
nimm dir ein Weib, ein gutes Weib.

Übertragen von Peter Hacks

Er legt sich eine dem Anschein nach frisch-fröhliche, indolente Attitüde zu, die in Wirklichkeit von unterdrückten Affekten und gespannter Erwartung erfüllt ist: «Bin fröhlich und bin schweigsam», sagt er und fügt gleich hinzu: «Was gut und böse, ficht mich nicht an, ich leide und tue, was ich kann.» Diese Pose — wie gut wäre es, sie beizubehalten — fällt unter dem Druck der nahenden Krise von ihm ab.

V

Erinnern wir uns der Stimmung der dreißiger Jahre: unter dem Eindruck der Weltwirtschaftskrise von 1929 und, von der anderen Hemisphäre her, unter dem Eindruck des Erfolgs der Sowjetunion mit ihrem ersten Fünfjahrplan überflutete eine Revolutionswelle ganz Europa. Es sah so aus, als krachte das alte System in seinen Fugen, und die herrliche, die siegreiche Weltrevolution hielt feierlich Einzug. Selbst im konterrevolutionären Ungarn war ein frischer Wind zu spüren. Die Kommunistische Partei, in tiefer Illegalität, begann sich zu regen; Agrarstreiks und Arbeiterdemonstrationen, Unruhen und Flugblätter kennzeichneten diese Periode, ein Gären im geistigen Leben und — Banksperre. Am 1. September 1930 ging zum erstenmal nach elf Jahren die Budapester Arbeiterschaft in großer Masse auf die Straße. Eine stürmische, unheilvolle, doch zukunftsverheißende, optimistische Zeit war es, als die Besten des ungarischen Geisteslebens sich dem Sozialismus zuwandten und auch der junge Attila József seinen Platz fand. Er hatte lange gesucht und geforscht und ging nach der schweren Enttäuschung und dem Schlag, der ihn im Kreis der radikalen Großbourgeoisie getroffen, kurze Zeit mit der Gruppe der «Volkstümmler», von denen er

eine radikale Bauernbewegung erhoffte; seit Herbst 1930, genau gesagt, seit der Demonstration des 1. September, die ihn zu dem Gedicht «Masse» anregte, gehörte er der illegalen kommunistischen Partei an.

In seiner Dichtung und in seinem Leben vollzog sich eine scharfe, klare Wendung. Er fand eine Frau, «die kochen kann und küssen kann», die Vortragskünstlerin Judith Szántó, Mitglied der illegalen Partei, die tagsüber in einem Regenschirmgeschäft arbeitete. Die auffallend schöne blonde Frau wurde bald seine Lebensgefährtin, behütete und verwöhnte ihn, verschaffte ihm eine Wohnung, half bei seiner Arbeit und ebnete ihm in jeder Hinsicht den Weg. Der Dichter schaltete sich in die damals recht lebhaft illegale Parteiarbeit ein, leitete Seminare in seinem Heim und in Budapester Außenbezirken für Arbeiter, unter denen er sich in die Atmosphäre seiner Kindheit zurückversetzt und heimisch fühlen durfte. Der Wichtigkeit seiner Person, seiner Berufung wurde er sich bewußt, er hatte sein Gleichgewicht, seinen Weg gefunden.

Das Jahr 1931 ist für den Dichter und sein Werk die Sturm- und Drangzeit. In seinem Band «Fälle den Baum» sucht er mit ganzer Kraft, mit allen Mitteln seiner Dichtkunst den Weg der Weltrevolution und der so nahe scheinenden ungarischen Umwälzung zu gehen. «Früher war ich ein Hirsch, ein Wolf zu werden, ist meine Sorge», heißt es in einem Gedicht. Er möchte die Landschaft, die Natur und die Menschen ganz durchdringen, um sich möglichst hart, möglichst unerbittlich und entschlossen zu machen.

Die Landschaft, die Natur bekommt einen tieferen Sinn, sie ist sie selbst, darüber hinaus steht sie für das ganze Land, den Dichter selber, die gärende Zeit, die zunehmende Spannung. Der Winter, der starke Frost, die immer häufiger wiederkehrenden Bilder der schneidenden Kälte, der zauberhafte, flüchtige Sommer, die kleinen Hügel und Hänge, der klopfende Regen — sie alle haben ihren verborgenen Sinn, ihre tiefere Bedeutung. Die Dinge und Erscheinungen mahnen zu Aufgaben, sie rufen und drängen.

So hau den Stamm um, mach dich dran,
und jammre nicht bei jedem Span!
Hau auf dein Schicksal ohne Plärren,
dann kreischt das Heideland der Herren.
Dein breites Haubeil lächelt nur.

Übertragen von Franz Fühmann

Und neben den Gedichten verhüllten Sinnes entstehen in dieser Periode offene, klare Verse, fast Marschlieder für die Massenbewegung zu nennen, ohne Umschweife zum Kampf auffordernde, mobilisierende, begeisternde politische Aufrufe: «Vers, geh hin, sei Klassenkämpfer!» ruft Attila József und schreibt die Gedichte «Sozialisten» und «Masse», letzte Konsequenzen einer Lyrik, dazu bestimmt, unmittelbar agitatorisch, zur Revolution anfeuernd zu wirken und dank ihrer einfachen, fast wie Prosa wirkenden Form von Sprechhören vorgetragen zu werden. Diese Art Dichtung mochte er in der damaligen ungarischen Arbeiterbewegung, nicht zuletzt auch durch Gedichte von Erich Weinert, Johannes R. Becher und F. C. Weiskopf kennengelernt haben. Doch zugleich nahm er Abschied von dieser Lyrik, um einzutreten in eine sich noch höher schwingende, neue Perspektiven umfassende Periode seiner Dichtung.

Um die zutiefst revolutionären Inhalte fühlbar zu machen, zieht Attila József wieder alle Register seiner Lyrik; in der Folge seiner Villon-Übersetzungen schreibt er eine Anzahl Balladen im Stil Villons; in der «Kalewala» lesend, übernimmt er den Gedankenrhythmus der «Kalewala», probiert und experimentiert mit volksliedhaften Gedichten, mit breitströmenden freien Versen, Grotesken, impressionistischen Pastellen, Dialogen in Hexametern — mit allem zugleich. In seinen um diese Zeit verfaßten theoretischen Artikeln und Streitschriften setzt er sich ein für die Verbreitung der marxistischen Ideologie — so führt er einmal die Hefte der «Marxistischen Arbeiterschulung» als Beispiel an und ist und bleibt bis an sein Lebensende ein fleißiger Leser und Propagandist der Zeitschrift der deutschen KP «Unter dem Banner des Marxismus» und anderer Publikationen. Überdies befaßt er sich mit ästhetischen und literaturtheoretischen Fragen und sagt sich mit bis heute stichhaltigen Feststellungen vom Konservatismus, vom *l'art pour l'art* und vom Nationalismus los.

Diese der Parteiarbeit gewidmete, unmittelbar agitative Periode seines Lebens und seiner Dichtung kann unterschiedlich gewertet werden. Die einen sehen sie als den Gipfel und die Vollendung seines Lebenswerks, als dessen einzigen Sinn an; andere wiederum möchten diese Zeit am liebsten — auch jetzt noch — aus seinem Leben wegdenken. Wir heute sehen die Gedichte des damals übrigens verbotenen Bandes «Fälle den Baum» nicht mehr als den unübertroffenen Gipfel, als die Höchstleistung seines Lebens an. Dennoch waren diese wenigen Jahre wohl der

Wendepunkt in seiner Lyrik: die Begegnung mit der organisierten Arbeiterbewegung und mehr noch das Zurückfinden zu den Arbeitern, die tiefere Erkenntnis der Wirklichkeit, die Zeit des Heimfindens und der Ausgeglichenheit; und wenn er später, unter viel schwereren Umständen, menschlich und künstlerisch bestehen konnte, so verdankte er das den Lehren dieser Periode, dieser Zeit.

VI

Der Horizont verfinsterte sich. Zwei Jahre waren vergangen und hatten die Träume von der Weltrevolution begraben. In Deutschland gelangte das Grauen, der Abschaum, die nationalsozialistische Partei an die Macht. Auch in Ungarn war die konterrevolutionäre Diktatur nicht zusammengebrochen, sondern härter und aggressiver geworden. 1932 übernahm Gyula Gömbös, der ungarische Mussolini-Jünger, die Regierung.

In einer Reihe von Gedichten und Aufsätzen sagte der Dichter in diesen Jahren den irreführenden, getarnten Formen des Faschismus verkündenden, von Nationalismus und mythischer Rassentheorie durchsetzten literarischen Strömungen den Kampf an, besonders den Auswüchsen der sogenannten völkischen Bewegung. Er stritt und kämpfte auch, als seine besten Freunde zeitweilig der sozialen Demagogie und den Scheinreformen des Faschismus verfielen. Doch selbst mit der illegalen kommunistischen Partei ergaben sich Unstimmigkeiten. Die immer schwierigere Arbeit der Partei wurde damals durch Fehler von links behindert: neben todesverachtendem Heroismus stand Sektierertum, den Kampf um den Menschen beschattete Mißtrauen. Es hatte wohl seinen Grund in den unvorstellbar schweren Umständen der Illegalität, in der sektiererischen Voreingenommenheit einiger Lenker der Kulturarbeit, aber auch in der Reizbarkeit und oft schon krankhaften Streitlust des Dichters: die Mißverständnisse und ungeklärten Fragen mehrten sich, und das Verhältnis wurde durch Zank und Eifersüchteleien gestört. Zu einem Bruch kam es nicht, doch die Gegensätze zu gewissen ultralinksgerechtigten Sektierern spitzten sich zu. Allein diese Schwierigkeiten festigten trotz alledem die Treue des Dichters zur Arbeiterbewegung. Zwar löste er sich 1934 von der Partei, arbeitete aber niemals gegen sie. Die Meinungsverschiedenheiten wurden nie zu

weltanschaulichen Divergenzen; er nannte sich einen Sozialisten und historischen Materialisten bis an sein Ende.

Daß Krankheit und Elend die Schwierigkeiten des Dichters noch unerträglicher machten, sei hinzugefügt. Seine Frau scheuere den Fußboden, und er renne nach Abschreibearbeiten, heißt es einmal. Er hatte keinen Posten und kaum ein Einkommen. Als kommunistischer Dichter machte er sich durch wiederholte Angriffe die bürgerlichen literarischen Kreise zu Feinden. Der Nyugat-Kreis zürnte ihm bereits. Dauernde Geldsorgen, fehlende Pfennigbeträge, eine ungeheizte Wohnung, unbesohlte Schuhe, Mietrückstände und die verpfändete Schreibmaschine könnten wie aparte Äußerlichkeiten anmuten, waren aber um die Mitte der dreißiger Jahre bittere Realitäten für den Dichter. In einem Brief gesteht er verschämt dieses endlose Elend ein: «An das Hungern habe ich mich schon gewöhnt.» Hinzu kommt die schleichende Krankheit, die erst physisch und dann psychisch seinen Körper verzehrt.

Es ist fast unerklärlich: dieser Zeitabschnitt der zunehmenden Verein-samung und Absonderung, des drückenden Elends, der fortschreitenden Krankheit ist doch auch die Zeit des ununterbrochenen Aufstiegs. Vom Jahr 1932 an kann die Periode der Reife, der künstlerischen Vollendung des Dichters datiert werden. Von Vorbereitung ist keine Rede mehr, ebensowenig von tastenden Versuchen oder plötzlichen Wendungen; vor uns steht der fertige, große Dichter, der sich selbst gefunden hat.

Man pflegt das Ende 1931 geschriebene Gedicht «Arbeiter» als den Ausdruck dieser Wende anzusehen. Hier ist keine Spur mehr von Allgemeinheiten, von summarisch behandelten und stilisierten Arbeitern der aus der expressionistischen Dichtung hervorgegangenen Lyrik. Hier spricht der Dichter, der das Leben kennt, der die Erbärmlichkeiten und Widersprüche des Arbeiterschicksals klar sieht, mitlebt und keineswegs beschönigt:

Das Kapital bewegt die gelben Kiefer,
wendet den Hals nach immer neuem Fraß,
und es zerfleischt mit jedem Morgen tiefer
die Leiber Asiens und Afrikas.

Das kleine Dorf verschwindet in dem Rachen
des großen Reichtums wie ein Schwalbennest.
Von Speichel nagt ein Ozean die schwachen
Nationen an. Und ein Gestank von West.

Und wo am unbarmherzigsten die Zähne
es ansetzt: wo die Eisengrube schwelt,
Maschinen strampeln, Ketten klirren, Kräne
aufschrein, der Hammer die Sekunden zählt,
wo gierig schmatzend sich der Transformator
zu der Metallbrust des Dynamos drängt:
Da leben wir. Und zwischen Agitator
und Weib und Kinderherde eingezwängt.

Und haben Nerven wie ein Netz. Die Maschen
vom Graun des Gestern und des Heut gestrafft.
Wenn wir nach Haus gehn, piepst in unsren Taschen
ein Hungerlohn. (Der Preis der Arbeitskraft.)
Ein Knast Graubrot liegt auf der Abendzeitung,
welche besagt, daß hier das Volk regier.
Man frißt ihn auf, schlürft Wasser aus der Leitung
und schläft sich bei. Der Mensch ist doch kein Tier.

Der Mond kommt wie ein Spitzel, weiß und dicklich.
Wer kotzt. Ein Kerl muß schnell ins Puff. Der Bauch
der müden Vorstadtnacht hängt sternenpicklig
aus dem verdrechten Covercoat von Rauch.
Wir selber pennen. Da steigt nichts zum Himmel
als unsres Schnarchens blöde Resonanz.
Auf feuchte Wände malt sehr klar der Schimmel
die Grenzen des Proletenvaterlands.

Ja so, so sind die Arbeiter, Genossen.
So ist die Klasse, die die Fahne trägt,
mit deren Los der Menschheit Los beschlossen
und deren Not in aller Sieg umschlägt.
Denn auf dem mächtigen Fließband der Geschichte
montiern sie ihre kühn entworfenne Welt,
in der ihr Stern mit nelkenrotem Lichte
die alte Feindin, die Fabrik, erhellt.

Übertragen von Peter Hacks

Auch wenn Attila József auf Ersuchen der Roten Hilfe ein Gedicht von den «Geschnappten» — in Villonscher Balladenform — schreibt, wird

sogar dieses durch seine extreme Wirklichkeitstreue, durch seine erschütternden Bilder wirksam, und eben das macht auch sein politisches Bekenntnis echt. Doch Attila József verharret nicht bei der Entblößung der so überaus unerbittlich und gründlich, so ganz ohne Vorurteil erkannten Realität. Er sieht das Kunstwerk als eine «von der Inspiration fixierte Wirklichkeit» an. Und dieses Zwiefache — Realität und Gedankliches, genaue Beobachtung und Erschauen der ganzen Wirklichkeit, im einzelnen und im vollen Aufbau verwirklichte Harmonie — macht das Gedicht unvergleichlich stark. Und nacheinander entstehen nun diese großen intellektuellen Fresken, wunderbare Verschmelzungen von Beobachtung und Gedanken, wie die «Nacht in der Vorstadt», «Am Rand der Stadt», «Elegie und Ode», die Gedichte, die er zuerst im Band «Nacht in der Vorstadt» und später im «Bärentanz» zusammenfaßte. Er selbst sagt einmal: «Eine Zeile oder zwei eines Verses bestimmen durch gegenseitige Abhängigkeit die übrigen, das heißt, jeder Punkt in der Welt des Werkes ist ein archimedisches.» Und tatsächlich, jedes Wort in seinen Versen ist auf dem richtigen — man könnte sagen, mit dem Zirkel vorgezeichneten — Platz, im Gedicht oder, was fast ebensoviel bedeutet, in seinem ganzen Weltsystem. «Die Tatsachen dieser (künstlerischen) Welt sind nicht wirklich; der Zusammenhang dieser unwirklichen Tatsachen jedoch ist wirklich und entspricht vollkommen den Zusammenhängen in der wirklichen Welt.»

Wir wollen noch bei den großen Gedichten dieser Periode (1932/34) verweilen, weil durch sie charakteristische Züge der Dichtung Attila Józsefs aufgezeigt und einige Bemerkungen über seinen Platz in der europäischen Lyrik und innerhalb dieser im Entwicklungsgang der proletarischen Dichtung gemacht werden können.

Ein proletarischer Dichter im üblichen Sinne des Wortes ist Attila József insofern, als er seiner Abstammung, seiner Kindheit und seinen Erlebnissen und Erfahrungen nach entschieden zum Proletariat gehört. Er ist es auch insofern, als er das Elend, die Hinfälligkeit und ganz besonders die Lage der nach 1919 niedergeworfenen, unter der Knute gehaltenen und trotzdem hoffenden Arbeiterklasse mit äußerstem Realismus darstellt. Darin aber geht er über seine Zeitgenossen hinaus, daß er mit allgemeiner Gültigkeit die historische Position der Arbeiterklasse auszudrücken und fühlbar zu machen vermag: «Hier wird des Menschen ganze Welt gemacht», schreibt er. Und er ist es, der die Berufung der Arbeiterklasse definiert: «... wir stehen wie der Fels auf

ewigem Boden für die Menschheit.» Dieses alles zusammengenommen, wäre noch nichts grundlegend Neues, weder in der ungarischen noch in der europäischen Lyrik. Der qualitative Sprung seiner Lyrik ist ein dreifacher: erstens umgeht sie nicht, sondern verwendet und erlebt alles, was die großen Lyriker Ungarns und des Auslands im zwanzigsten Jahrhundert an Ausdruck und Gefühlserlebnis, an Bildgestaltung und poetischer Sprache schufen. Sie umgeht nicht, sondern assimiliert die Errungenschaften der vorangegangenen Jahrzehnte, überwindet sie und hebt sie in eine höhere Sphäre. Attila József ist ein Dichter, der sein Proletariertum am tiefsten, am bewußtesten erlebt, ein politischer Lyriker, ein Dichter des öffentlichen Lebens, der, was er aussagt, als persönliches Schicksal erfahren hat. Sodann ist diese Dichtung eine intellektuelle, eine von marxistischer Gedankenwelt durchglühte. Der umfangreiche Band seiner jüngst veröffentlichten Prosaschriften beweist, daß er sich mit den wichtigsten Fragen der zeitgenössischen Philosophie und Ästhetik befaßte und außer den Klassikern des Marxismus die früheren und späteren Philosophen von Croce bis Bergson, von Hume bis Hegel, von Boutroux bis Plechanow kannte, aus dem Blickwinkel eines Marxisten deutete, und, was das wichtigste ist, — der Anspruch auf das Gedankliche ist seiner Dichtung immanent, Attila József ist der Schöpfer der ungarischen marxistisch-philosophischen Lyrik. Diese ordnende Philosophie ist aber nicht nur in seinen politischen, sondern in allen Gedichten gegenwärtig. Das große Gedicht der intellektuellen, modernen, gewissermaßen biologistischen Lyrik, die fast wissenschaftlich genaue und doch poetisch wirkliche Dialektik des Instinkts und des Bewußtseins, die «Ode», das unvergleichliche materialistische Liebesgedicht, ist nur ein Beispiel dafür.

Kristallklare Vernunft, ordnende Disziplin und Bewußtheit charakterisieren alle seine Gedichte, sei es die größte politische Konzeption, sei es der ganz persönliche Ausruf. Er wußte, «das Sein stammelt, nur das Gesetz ist klare Sprache», und dieses Gesetz suchte er, es rettete ihn in den schwersten Zeiten vor dem Zerfall. Zwei Schlüsselworte, «Ordnung» und «Wissen», kommen unzählige Male in seinen Gedichten vor. «Für unsere lose Gesellschaft habe ich ein präzises Wort» — solche Sätze offenbaren sein Bestreben am deutlichsten. In der Konstruktion, den Bildern und in der sprachlichen Fassung seiner Gedichte sind die Zeichen des Marxismus gleicherweise erkennbar, des Marxismus, der aus dem dunkelsten Elend, aus den verzweifeltsten Abgründen,

persönlichen wie nationalen, einen Ausweg weiß und eine «schöne, fest konstruierte Zukunft» zeigt. Sein Bekenntnis zur Mission des Dichters enthält diese prophetische Strophe:

Der Dichter — auf seinen Lippen noch klingt
das Wort, der trunkene Laut,
während er, Ingenieur der bezaubernden Welt,
die bewußte Zukunft erschaut
und die Harmonie in sich selbst konstruiert,
wie ihr sie draußen erbaut.

Übertragen von Günther Deicke

Und schließlich: er wird mehr und größer als die Arbeiterdichter seiner Zeit, weil er in seiner Dichtung im Namen der ganzen Nation spricht. Sein Blick geht von den Vorstadtpartien, vom Rande der Stadt, aus — um diese Zeit übersiedelt er in jene Einzimmer-Garçonnière in der Korongstraße am Eisenbahndamm, in der so viele seiner großen Gedichte entstanden —, doch er umfaßt das ganze ungarische Volk. Seine vielen Verse vom Dorf und den Bauern, die Bilder des städtischen kleinen Mannes und das große Tableau: «Sag, was verheißt», in das er nach der Art holländischer Maler auch sich selbst hineinkomponiert, spiegeln ganz Ungarn.

Wie aber soll ich begreiflich machen, was Attila József in Sprache, Versform und Bildgestaltung für die ungarische Dichtung bedeutet? Abgesehen von einer kurzen Periode, in der er expressionistisch freie Verse schrieb, unterwarf er seine Dichtungen stets der strengen Disziplin der Metrik. Der Kampf um die bewußte, ordnende Disziplin folgte sowohl aus seiner dichterischen und menschlichen Veranlagung als auch aus seinem dichterischen Programm. Sein fundamentales Erlebnis dürfte der pulsierende Rhythmus gewesen sein; seine musikalische Empfänglichkeit war groß, wir wissen nicht nur von Gedichten, durch Bartóks Musik inspiriert — musikalische Erinnerungen sind in einer ganzen Anzahl von Versen zu spüren. In seinen Aufsätzen über Verslehre befaßte er sich eingehend mit den speziellen Fragen der ungarischen Versform und der ungarischen Metrik, der Vereinigung der Jamben mit dem ungarischen Akzentvers. Die verschiedensten Formen und Strophen, ungarische und westeuropäische, auch klassische Distichen, finden wir bei ihm; er fühlte die intellektuelle Kraft, den Zwang zur Disziplin, die in der regelgerechten Form liegen. Im letzten Lebensjahr schrieb

er: «Ein Glück, daß es noch Jamben gibt, an die man sich klammern kann. So lernt das Kind gehen . . .» Ein Beweis seiner intellektuellen Spannkraft sind die vielen prägnanten, bündigen Zeilen, die zur Bezeichnung gewisser Erscheinungen bei uns schon allgemein geworden, von denen so viele — zwanzig Jahre nach seinem Tode — nicht nur in die dichterische, sondern auch in die Umgangssprache übergegangen sind.

Schon 1934 begann sich die Schizophrenie als Krankheit in seinen Versen anzukünden, doch tatsächlich in Erscheinung trat sie erst 1935/36; er beschreibt die Krankheit, projiziert sie aus sich heraus und objektiviert sie; die 1935 geschriebenen Sonette und eine ganze Reihe von großen Gedichten bis zum Zerfall in «Dämmerung» bezeugen es; aufwühlende Beispiele dafür, wie der Dichter versucht, seine Zwangsvorstellungen, Gesichte und Ängste zu definieren, in strenge Formen zu fassen, genau zu umreißen, auf alle Fälle aber sie bewußt zu machen und ins Dichterische emporzuheben: «Ich lausche den Nachrichten, die meine Stimme aus meiner Tiefe bringt», und er verzeichnet sorgfältig die Nachrichten: das Schuldbewußtsein, den Vaterkomplex, die Gefährtenlosigkeit, die Flucht zur Mutter und die Auslöschung des Ichs: «Und was ich so nannte: Ich, das gibt es nicht. Ich kaue an den letzten Bissen, bis dieses Gedicht fertig wird . . .» Und nicht nur der Kampf des klaren Bewußtseins und des analysierenden Verstandes gegen die hereinbrechenden Zwangsvorstellungen ist in den Gedichten zu finden, sondern auch das Überwinden der Krankheit wieder und wieder. Ein Überwinden mit dem leisen, aber entschiedenen Wort: «Ich bin nicht verrückt», oder mit dem Geständnis: «Mir selbst vertraute ich von allem Anbeginn» — in erster Linie aber mit dem Dichten selbst, mit dieser unerhörten menschlichen und künstlerischen Leistung, der größten Überwindung, dem Sieg. Und hinzugefügt sei hier: über die persönliche Qual, die persönliche Einsamkeit und Krankheit hinaus ist immer der Schmerz um die Gemeinschaft da, neben dem Weh der persönlichen Vereinsamung das Weh um die Verlassenheit des Vaterlandes und des Volkes, in der persönlichen Verzweiflung klagt die unendliche Verzweiflung der Menschheit. Nur von diesem doppelten Gesichtspunkt aus betrachtet, im Lichte dieser zweifach gebrochenen Strahlen sind diese Gedichte wirklich zu verstehen, und was das verblüffendste ist: als er, nach klinischen Diagnosen schon im höchsten Maße krank, Monate im Krankenhaus verbringt, erhält 1937, im Jahre seines Todes, seine Dichtung neuen Auftrieb.

Neben Kranksein, Verzweiflung und Verlassenheit in den Versen dieses letzten Jahres steht glühendste Liebeslyrik. Die Liebe, das große Erlebnis — nach dem Bruch mit Judith und den flüchtigen Liebschaften des Jahres 1936 —, ist die Liebe zu Flora, ein an Größe und Reinheit alles überragendes Gefühl. Es war, als ob das kluge junge Mädchen von eigenartiger Schönheit, das Attila József 1937 kennenlernte, ihm gleichsam die Erlösung brächte. Sie war die erträumte Frau, die Schönheit und Klugheit selbst. Die Liebe war für ihn mehr als sexuelle Anziehung: «Ein Bündnis ist es, nicht mehr Liebe», schrieb er, ein Bündnis der Güte und Klugheit gegen die dunklen Mächte der Welt, eine Befreiung aus den würgenden Schranken, ein Erwachen zu neuem Leben.

Eine Art geläuterter Erhebung, das Erblicken neuer Perspektiven ist auch in den Gedichten der letzten Jahre spürbar. Und dies ist nur darum möglich, weil Attila József tiefer als je die Verhöhnung der Menschen — auch die Verhöhnung der Armen und Unterdrückten — miterlebt, die entmenschlichende Wirkung des Faschismus. Seine antifaschistische Lyrik ist wahr und echt. Ironie und Zorn, Spott und Ärger wechseln in seinen Versen; aus den blutigen Schlachten des spanischen Bürgerkriegs hebt er den dumm gemachten, vom Faschismus in den Krieg getriebenen Menschen heraus und dichtet dessen Grabvers:

Der General Franco hat mich einberufen als, verflucht!, Soldat.
Ich desertierte nicht, ich hatte Angst, seht ihr, sie hätten mich
erschossen.

Ich hatte Angst, drum kämpft ich gegen Recht und Freiheit
in dem Heer

unter den Mauern von Irun. Und dort hab sterbend ich mein Blut
vergossen.

Übertragen von Stephan Hermlin

In den Gedichten des Frühjahrs 1937 beschreibt er mit fast soziographischer Genauigkeit den Zustand der Welt und seines Landes im Schatten des drohenden Krieges:

... Spanien, steht in der Zeitung,
wird von Söldnern verheert und verbrannt,
in China raubt ein Idiot von
General den Armen ihr Land.
Woran man die Stiefel sich abwischt,
das wäscht in Blut man rein.

Überall hüllen große Worte
das Elend der Armen ein . . .

Übertragen von Stephan Hermlin

Auch in seinen theoretischen Schriften beschäftigt ihn um diese Zeit unaufhörlich das Problem der «Umwandlung des menschlichen Bewußtseins». Und auf diesem Boden, in klarer Erkenntnis dessen, was verbrochen wurde, entrüstet über die Erbärmlichkeit der Menschen und dennoch den Menschen vertrauend, entfaltet sich die neue politisch-nationale Lyrik des letzten Jahres. Wenn gesagt werden konnte, daß er auf die Zukunft baute, seine Verzweiflung überwand und für die Menschheit ein besseres Schicksal erhoffte, so trifft es hundertfach zu für diese Gedichte. Es ist keine Vulgarisation, wenn ich dieses Verhalten und diese Standhaftigkeit, abgesehen von den bewundernswürdigen persönlichen Qualitäten, dem Umstand zuschreibe, daß er auch in den letzten Jahren — zahllose Erklärungen beweisen es — auf der Grundlage des Marxismus stand. «Der auf dem historischen Materialismus beruhende wissenschaftliche Sozialismus verheißt eine freiere Welt, an die zu glauben es sich lohnt», schrieb er in einer Kritik, und ein programmatischer Artikel mit der Überschrift «Briefkasten der Redaktion» in der von ihm redigierten Zeitschrift «Szép Szó» («Schönes Wort») ist ebenfalls eine schriftliche Niederlegung dieses Bekenntnisses. Sein Gedicht «An der Donau», aus dem Jahr 1936, ist eine großangelegte Vergegenwärtigung des geschichtlichen Verlaufs; auf dem Gipfelpunkt des glühenden Chauvinismus verkündet es die Notwendigkeit des Zusammenstehens der verhetzten Donauvölker. Ein freies Bekenntnis zum europäischen Humanismus ist der «Gruß an Thomas Mann», den er im Februar 1937 vor der Budapester Lesung Thomas Manns zu Gehör bringen wollte (was die Polizei jedoch verbot):

. . . Das ists: Wenn du sprichst, brennt noch unser Licht,
es leisten auf ihr Mannsein nicht Verzicht
die Männer, Frauen lächeln wunderbar,
noch gibt es Menschen (doch sie werden rar . . .)

Übertragen von Stephan Hermlin

Die letzten Gedichte, ein Abrechnen, weise Summierung und Rückblick,
Beweinen und Abschließen der Jugend:

Miklós Szabolcsi: Attila József

Der Lenz ist schön und schön der Sommer,
am schönsten Herbst- und Winterzeit
für einen, der auf Heim und Kinder
sich nur noch für die andern freut.

Übertragen von Géza Engl

Ein Brief an den Arzt: «Lieber Herr Doktor, empfangen Sie meine liebevollen Grüße. Sie haben umsonst das Unmögliche versucht.» Im kleinen Zimmer der Pension zwei zankende Schwestern und quetschende Kinder — die Bekannten und Flora sind fern in Budapest —: der Schauplatz der Tragödie. Die kleine Eisenbahnstation, der lange Güterzug: die Akteure. Und der Dorfidiot: der Bote eines antiken Trauerspiels. Doch der Tod, der Selbstmord, ist symbolisch, bereits die Zeitgenossen nahmen das Sinnbildliche wahr. Der Eisenbahnzug hat den letzten großen, universalen kommunistischen Dichter des dem Faschismus und dem Krieg zustrebenden Landes vernichtet. Einige Monate danach begann das Verhängnis. Am 13. März 1938 besetzten die Hitlerfaschisten Österreich, und das Schicksal Mitteleuropas war besiegelt. Die Freunde zerstreuten sich in alle Welt. Die einen gingen außer Landes, die anderen wurden zu Verrätern, wiederum andere kamen um, und nur wenige harrten aus. Doch Attila Józsefs Worte und seine Allgegenwärtigkeit durchstrahlten die finsternen Jahre.

Der ungarischen Literatur ist Attila József Wegweiser und Richtunggebender. Unseren arbeitenden Menschen ist er das tägliche Brot, die Jugend sieht in ihm den, der das Schicksal, die Bestrebungen und Gedanken des heutigen Menschen verkörpert, den neuen kommunistischen Dichter, den neuen kommunistischen Menschen.

Übertragen von Géza Engl